

Zwischen Reisfeld und Fabrik

Die wenigen Optionen indigener Lohnarbeiter vom Land

Nichts ist zu merken von der Vision 2020, nach der Malaysia in jenem Jahr ein vollentwickelter Industriestaat werden soll. Im malaysischen Teil Borneos sind die Menschen arm und Arbeit gibt's kaum.

Raphael Göpel

Träge erheben sich dösende Hunde von der staubigen Schotterstraße, als ein mit Holzstämmen beladener Truck während der Mittagshitze durch das Dorf Namukon fährt. Verkehr ist hier selten. Nur morgens und abends passieren regelmäßig die *pirate taxis*, illegal betriebene Taxen, die das Transportsystem dieser Region stellen. In der näheren Umgebung des Dorfes erkennt das geübte Auge Kautschukgärten, aber noch besser Ölpalmen und Sekundärwald, der zu den Hügeln hin dichter wird; die Reisfelder sind vom Wegrand kaum zu sehen. Namukon liegt in Tongod, mit über 10.000 Kilometern der größte Distrikt des Bundesstaates Sabahs auf Borneo.

Tongod ist einer der ärmsten Distrikte Malaysias und liegt am Oberlauf des Flusses Kinabatangan. Knapp 30.000 Menschen leben hier, die Mehrheit stellen verschiedene indigene Gruppen. Hier findet sich ein oft vergessener Gegensatz zur boomenden Metropole Kuala Lumpur. Nichts ist zu bemerken von der Vision 2020, nach der Malaysia in jenem Jahr ein vollentwickelter Industriestaat werden soll. Wie in anderen Regionen des malaysischen Teiles Borneos ist die Gegend ressourcenreich, die Menschen aber sind arm. Eine schwache Infrastruktur findet sich fast überall: kaum Arbeitsmöglichkeiten, keine Wasserversorgung, kaum soziale Einrichtungen und die Schulbildung ist im nationalen Vergleich äußerst niedrig. Strom gibt es nur in wenigen Dörfern, die im Norden des Distrikts nahe der Bundesstraße nach Sandakan liegen. Die Gesundheitsversorgung ist verbesserungswürdig. Permanent müssen Brücken repariert und Schlammlöcher der Schotterstraße ausgebessert werden.

Die traditionell Wanderfeldbau betreibenden indigenen Gemeinschaften sind durch die Einrichtung von Waldschutzgebieten und durch entstandene Ölpalmenplantagen unter Druck geraten und mittlerweile durch Landknappheit bedroht. Landkonflikte

sind allgegenwärtig, schleppende Gerichtsprozesse und das langsame Bearbeiten von Anträgen durch Behörden verschärfen die Situation der Indigenen (siehe auch *südostasien* 2/2007). Während der »Bearbeitungsphase« versuchen Plantagenbetreiber Dorfbewohnern Verträge anzubieten, in denen diese auf ihre Landrechte zugunsten einer einmaligen (und geringen) finanziellen Entschädigung und eventuell für einen Arbeitsplatz verzichten. Oft führt dies zu einer Spaltung der Gemeinschaft in Fürsprecher und Gegner.

Die Dörfer Tongods zeigen ein demographisch typisches Bild des ländlichen Südostasiens: Die Dorfbewölkerung besteht aus Kleinkindern, Schülern, Müttern mittleren Alters sowie älteren Menschen. Junge Menschen von 20 bis 30 Jahren sind kaum anzutreffen. Schüler ab der 7. Klasse gehen in die Internate der wenigen Mittelschulen des Tongod oder des Nachbardistrikts. Nach der Schule geht die Mehrzahl der jungen Erwachsenen einer Lohnarbeit nach – immer weit entfernt von Zuhause, mit starker Präferenz zu Westmalaysia.

Mangelnde Infrastruktur führt zu Arbeitsmigration

Die Ursachen sind schnell zu finden: Die Einkommensquellen im Tongod Distrikt sind äußerst gering. Die Mehrheit der Bevölkerung besteht aus Kleinbauern, daneben gibt es wenige Jobs in der Forstindustrie, in Waldschutzgebieten, bei Ölpalmenplantagen, beim Staat oder als Kleinunternehmer (zum Beispiel Kleinläden, eigenes Taxi). Daher gehen viele der jungen Erwachsenen in die urbanen Zentren. Männer zieht es meistens auf die Halbinsel Malaysias, da dort die Löhne wesentlich höher sind als in Sabah. Die Frauen arbeiten teilweise in den Fabriken Westmalaysias, aber viele finden sich auch in Sabahs Städten wieder und wohnen dort bei Familienangehörigen.

Weitere Gründe für die Landflucht sind die Wünsche und Ziele der jungen Menschen, die Sehnsucht nach der scheinbaren Freiheit in der Stadt, die Moderne im urbanen Raum, die ein vollkommen anderes Leben verspricht als das ihrer Eltern. Die Stadt

Der Autor arbeitet für die Menschenrechtsorganisation Survival International.

wirkt als Anziehungspunkt, als Befreiung für Jugendliche aus der Enge des Dorfes. Dieses gilt als friedlich und ruhig, aber auch als langweilig, begrenzt und »altmodisch«. Die Stadt dagegen: spannend und modern, dort ist »viel los«, jedoch sei sie auch laut, gefährlich und teuer. Während die Älteren noch eher die Gefahren für die Jugend betonen, sind die Jüngeren begeistert von den Möglichkeiten dort und der Aussicht auf einen konsumorientierten Lebensstil.

Zur Heirat kehrt man(n) zurück

Das Leben und die Arbeit in der Stadt sind zumeist aber von begrenzter Dauer. Sobald die jungen Erwachsenen einen Ehepartner gefunden haben, kehrt die Mehrzahl nach Tongod oder zumindest Sabah zurück. Frauen heiraten eher in andere Dorfgemeinschaften ein, Männer kehren in ihr Dorf zurück, da Land und Besitz der Familie in der Regel patrilinear vererbt werden. Als Folge der Arbeitsmigration gibt es – im Vergleich zu vor 30 Jahren – vermehrt Ehen mit Personen aus anderen Regionen Malaysias bzw. auch mit Filipinas und Indonesierinnen. Nach der Heirat erhält das Paar Land vom Vater des Ehemanns. Cash crops als Einnahmequelle werden gepflanzt. Reis wird zusammen mit den Eltern angebaut, in deren Haushalt das Ehepaar üblicherweise verbleibt. Der Bau eines eigenen Hauses kommt – wenn überhaupt – erst nach ein paar Jahren in Frage. Eine völlige Trennung des Haushaltes kann später erfolgen (je nach Anzahl und Wohnort der Söhne), meistens jedoch enden die Bande erst mit dem Tode der Eltern. Schon bald suchen die Ehemänner wieder nach einer Lohnarbeit in der Stadt. Einige verlassen das Dorf jedes Jahr, andere nur alle paar Jahre. Die Dauer der Arbeitsmigration beträgt ein paar Monate bis zu einem Jahr. Interessant ist, dass der Reisanbau nach wie vor eine gewichtige Rolle bei den Zeitfenstern und Zeitpunkten der Lohnarbeit spielt: Die Männer kehren gewöhnlich zur Zeit der Rodung des Reisfeldes und zur Ernte ins Dorf zurück. Die Ehefrau bleibt fortwährend mit ihren Kindern im Dorf und arbeitet in den Gärten sowie in kooperativen Arbeitsgruppen im Reisfeld.

Aus der früheren Subsistenzwirtschaft, die vor allem auf Reisanbau, Jagen und Sammeln von Waldprodukten sowie Gemüse- und Obstanbau basierte, ist eine Mischwirtschaft geworden. Der Reisanbau stellt die Grundlage der Ernährung des Haushalts und wird mit cash crops, Kautschuk und Ölpalmen, kombiniert. Der Lohn wird für den Anbau bzw. in den Ausbau von cash crops reinvestiert. Weiterhin werden neue Güter erworben: Generatoren, Werkzeuge, Motorsägen, aber auch Fernseher und die beliebten Karaoke-Anlagen. Der Reis als Grundnahrungsmittel wird ergänzt durch diverse Feldfrüchte, die in Gärten angebaut werden. Gejagt wird noch regelmäßig – vor allem Wildschwein ist sehr beliebt und reichlich vorhanden. Anders beim Fischfang: Da die Fischbestände durch Wilderei, Holzeinschlag und Plantagen zurückgingen, spielt dieser noch kaum eine Rolle in der Dorfökonomie. Dies zeigt sich eindrucksvoll beim Menschenaufwurf um den mobilen Fischhändler, der zweimal pro Woche die Dörfer mit Seefisch beliefert.

Die erste Lohnarbeit entstand in den 1970er Jahren mit dem Bau einer Straße im Tongod Distrikt. Dabei wurde die Region von der Holzindustrie erschlossen und die indigenen Gruppen siedelten sich – teils freiwillig, teils auf Drängen der Regierung – am Rande der Straße an. In den 1980er und 1990er Jahren gingen die ersten Dorfbewohner nach Westmalaysia, um in Fabriken zu arbeiten, zunächst über Vermittlung von Arbeitsagenten, später auch über die Anwerbung durch »Werbeaktionen« im Dorf. Die Vermittler kassierten stets eine Provision des Lohns. Als Effekt der zunehmenden Arbeitsmigration entstanden Ende der 1990er eigene gut funktionierende Netzwerke, gefördert durch die Ausbreitung von Mobilfunknetzen, und die Vermittler wurden nicht mehr gebraucht. Auch die



Straße ins Hoffnungslose?

Foto: R. Göpel

Indem der Lohn zurück in die Dorfökonomie investiert wird, ist er – neben staatlichen Hilfsprogrammen – ein wichtiger Faktor in der Transformation die-



entstandenen Billigfluglinien begünstigten die Arbeitsmigration auf die Halbinsel.

Kaum Arbeit und schlechte Schulbildung

Im urbanen Raum sind die Arbeitsfelder durch die vergleichsweise niedrige Schulbildung beschränkt bzw. zum Teil nicht zugänglich. Daher finden sich die *Orang Tongod* oft im Billiglohnssektor wieder: Frauen arbeiten in Restaurants, Supermärkten und Hotels, Männer häufig als Wachpersonal. Beide Geschlechter finden sich in Fabriken. Männer arbeiten

zudem, dies jedoch eher in ländlichen Gegenden, im Straßenbau oder in verschiedenen Funktionen für staatliche Forstdienste oder für Holzunternehmen. Gelegentlich wird auf Ölpalmenplantagen gearbeitet, diese sind jedoch vor allem von indonesischen Gastarbeitern dominiert. Andere Arbeitsfelder sind eher selten.

Die Lohnarbeiter Tongods teilen sich normalerweise eine Wohnung oder leben in vom Arbeitgeber zur Verfügung gestellten Wohnheimen. Der Weg zu einem Job ist heutzutage relativ einfach: Man informiert sich per Handy bei Bekannten, ob es Arbeit in dem Unternehmen gibt, in dem diese arbeiten, oder man nimmt einen günstigen AirAsia-Flug nach Kuala Lumpur und sucht dort. Daneben informieren die Lohnarbeiter Arbeit suchende Bekannte im Dorf per Telefon. Mittlerweile kann fast schon von einer Kultur der Arbeitsmigration gesprochen werden. Hier sollte jedoch auch nicht vergessen werden, dass manchmal Menschen kulturell bedingt ihre Heimatregion für eine gewisse Zeit verlassen, um materiellen Profit zu erwerben sowie Erfahrungen zu sammeln und dadurch Prestige in ihrer Heimat erhalten. Die Form des *merantau* ist im malaiisch-indonesischen Archipel weit verbreitet, auf Borneo zum Beispiel bei den Iban in Sarawak sehr bekannt, dort wird es als *bejalai* bezeichnet. Das Verlassen des Dorfes und die damit verbundenen Erfahrungen

der ohne Zweifel auf die Jugendlichen seinen Reiz auswirkt. Ohne Geld stellt dies ein schwieriges Unterfangen für die Jüngeren dar. Deswegen erscheint es verlockend, frühzeitig eigenes Geld zu verdienen, um sich zum Beispiel ein Handy, VCDs oder Markenkleidung (die meist dennoch gefälscht ist) zu kaufen. Außerdem sehen einige Jugendliche keine Perspektive in einem regulären Schulabschluss, da dieser ohnehin ihre Chancen auf dem Arbeitsmarkt kaum verbessert. Neben der Chancenungleichheit zwischen indigenen und anderen Gruppen gibt es sowohl eine offene als auch eine verdeckte Diskriminierung Indigener, besonders nicht-muslimischer Indigener, im Zugang zu verschiedenen Bereichen des Bildungssystems sowie im Staatsdienst. Realität ist, dass vor allem viele männliche Jugendliche die Schule abbrechen, im Dorf einige Zeit verbringen und ein wenig Geld verdienen, indem sie Ölpalmenfrüchte ernten, und schließlich in die Stadt gehen und dort arbeiten.



Reich an Ressourcen, aber nur wenig Chancen

Foto: R. Göpel

gen könnten somit auch einen Übergangsritus zum Erwachsenenalter darstellen.

Ein wichtiger Faktor für die Möglichkeiten auf dem Arbeitsmarkt ist die Schulbildung. Eine Analyse der Entwicklung der letzten 30 Jahre zeigte deutlich, dass Abschlüsse der Sekundarstufe und Personen, die darüber hinaus studieren, seit Ende der 1990er Jahre ansteigen. Die höheren Abschlüsse erreichen überwiegend Frauen. Dennoch bleibt die Schulabbruchquote hoch: Regierungskreise bewerten dies oft als die Unfähigkeit Indigener, sich einem genormten staatlichen Schulsystem anzupassen, Lehrer verweisen auf »Null-Bock-Einstellung« und Alkohol. Dies mag in Einzelfällen zutreffen, das Hauptproblem ist jedoch eher Armut. Die Familie kann die Schule nicht mehr finanzieren (oder verbraucht staatliche Schulunterstützung für andere Zwecke) oder die Schüler werden im Haushalt gebraucht. Ein weiterer Faktor ist der durch die Medien vermittelte Lebensstil einer Konsumgesellschaft,

Eine unsichere Zukunft

Eine Chance der jungen Indigenen liegt im Dorf. Entscheidend für ihre Zukunft ist der Zugang zu Land – und deshalb der Ausgang der besagten Landkonflikte. Daneben spielt die Preisentwicklung der cash crops eine Rolle; sehr niedrige Kurse sorgen dafür, dass die Gewinne bei den Zwischenhändlern und Großabnehmern landen. Die Regierung hält hier die Preise niedriger als in Westmalaysia. Ohne Land und mit Niedriglöhnen bleiben zwangsläufig nur Armut und weitere strukturelle Benachteiligungen. In jedem Falle ist auch eine Verbesserung der Schulbildung von Seiten der Regierung notwendig, um eine – relative – Chancengleichheit für eine höhere Schulbildung und Zugang zu mehr Bereichen des Arbeitsmarkts für die indigene Bevölkerung zu ermöglichen. Es ist anzunehmen, dass diese Veränderung noch länger auf sich warten lässt.

Tongod ist zum einen ein Beispiel für die Situation des ruralen Sabahs, es spiegelt aber auch die Situation vieler indigener Gruppen in anderen ländlichen Regionen Malaysias wieder, sei es auf Borneo oder der Halbinsel. Die Zukunft vieler indigener Jugendlichen ist dort in gewisser Weise vorbestimmt. Daraus ergibt sich die Forderung an den malaysischen Staat Strukturen zu verändern und sozialer Ungleichheit entgegen zu wirken.